

Kathrin Signer

Sebastian Bohren braucht nicht einmal ein Stichwort. Wir haben kaum eine Sitzgelegenheit am Limmatufer gefunden, da hat der 39-jährige bereits die gesamte Aargauer Kulturpolitik auf den Kopf gestellt: Da ist die Trägheit von Förderstrukturen, die ihn beschäftigt. Da sind die Kulturbetriebe, die sich vor Verantwortungsübernahme scheuen. Und dann die Frage, inwieweit sich ein Festival selbst finanzieren muss. Fest steht jedenfalls: Seit der in Umiken aufgewachsene Geiger vor vier Jahren das Brugg-Festival aufgezogen hat, wirbelt er in der Aargauer Kulturszene ordentlich Staub auf.

Sie wollen über Kulturpolitik reden. Unlängst zog der SVP-Grossrat Miro Barp seine Motion hinsichtlich einer Umverteilung der Swisslos-Gelder zugunsten des Sports zurück. Hatten Sie sich Sorgen gemacht?
Sebastian Bohren: Nein, nicht wirklich. Aus Sicht der Kulturschaffenden bin ich natürlich froh, dass diese Idee vom Tisch ist. In der Grossratsdebatte wurde allerdings auch eine interessante Zahl erwähnt: Im Sport finanziert der Kanton Aargau 9,5 Vollzeitstellen – in der Kultur sind es 183. Das hat mich zum Nachdenken gebracht.

Sie finden das zu viel?
Nein, ich bin immer für eine Professionalisierung von Strukturen im Kulturbereich. Auch finde ich, dass der Aargau für die Kultur mehr Geld ausgeben könnte. Aber genauso wichtig ist, dass wir die Inhalte liefern. Die FDP und auch Martina Bircher betonen regelmässig, dass Steuerfranken nicht verpuffen sollen. Diesem Gedanken kann ich etwas abgewinnen. Viele Kulturakteure übernehmen keine Verantwortung für ihre Unternehmungen.

Inwiefern übernehmen Sie diese beim Brugg-Festival?
Wenn ich Seich mache und es sich nicht rechnet, bezahle ich dafür. Das war anfangs auch nötig. Das steht im Kontrast zu anderen Kulturbetrieben: Wie das Defizit von 400'000 Franken im Künstlerhaus Boswil zustande kam, konnte nicht schlüssig erklärt werden. Vom Kanton Aargau wurde es dennoch aufgefangen. Das ist ungenügend. Solche Aktionen geben Miro Barp und der SVP nur Aufwind.

Was schlagen Sie vor?
Ich plädiere für dynamischere Förderstrukturen. Gewisse Institutionen fasst man im Kanton Aargau nicht an, weil sie eine gute Lobby haben. Neue Formate wie das Brugg-Festival fördert man hingegen sehr zögerlich, erhöht die Mittel nur in kleinen Schritten. Für mich sollte man schneller auf die Bremse drücken, wenn etwas nicht funktioniert. Und mutiger sein, wenn ein Projekt Erfolg hat.

Sie leben mit Ihrer Familie in Zürich. Die Stadt gibt gegenüber dem Aargau mehr als das Dreifache für Kultur aus. Warum zieht es Sie künstlerisch dennoch zurück in Ihren Heimatkanton?
Man sagte mir oft, dass man in Brugg so etwas wie ein Klassik-

«Ich erlaube mir, ein schlechter Chef zu sein»

Sebastian Bohren spricht über seine Doppelrolle als Solist und künstlerischer Leiter beim Brugg-Festival – und darüber, was ihn an der Aargauer Kulturszene stört.



«Ich habe einen überhöhten Geltungsdrang», sagt der Geiger und Festivalchef Sebastian Bohren (39) über sich selbst. Bild: Alex Spichale

festival nicht aufbauen könne. Es sei ein unfruchtbarer Boden. Ich wollte genau dort etwas realisieren, wo es ein solches Projekt noch nicht gibt. Dazu kommt eine sehr persönliche Vision. Als ich als 16-Jähriger in der reformierten Stadtkirche Brugg eine Prokofjew-Sonate spielte, dachte ich mir: Hierhin will ich die Camerata Salzburg einladen.

Heute stünden Ihnen als Solist viele Türen offen. Warum tun Sie sich die Doppelbelastung von Kulturmanager und Musiker an?
Warum ich mir das antue? Ich habe einen überhöhten Geltungsdrang. Es ist mir ein tiefes Bedürfnis, von meiner eigenen Bünzlichkeit und Durchschnittlichkeit wegzukommen – ich will etwas bewegen. Dazu kommt: Jedes Gastspiel, das man als Solist gibt, ist wie ein One-Night-Stand. Man macht sein Ding, holt sich die Bestätigung und fährt wieder. Andere

Solisten werden davon nicht müde, ich schon.

Wie viel Selbstaufopferung braucht es, um beiden Rollen gerecht zu werden?
Ich lebe nur von meinen Konzerten, die organisatorische Arbeit in Brugg als Festivalleiter mache ich gratis. Das ist nicht gut. Vor allem, weil ich eigentlich unternehmerisch angehaucht bin: Es ist gar nicht meine Absicht, gratis zu arbeiten. Ich empfinde es als wichtig, dass der, der alles anreisst, dann auch wirklich hinsteht. Ich will die Verantwortung tragen.

Fürchten Sie, dass das Geigerische unter dem Workload leiden könnte?
Ich habe das Gefühl, ich habe noch gar nie gut gespielt.

Sie kokettieren doch!
Nein (lacht). Für mich war der Wechsel zwischen den Rollen anfangs schwierig. Beim Üben dachte ich oft über das Büro

nach. Inzwischen sind wir beim Brugg-Festival effizienter aufgestellt, auch meine Schwester arbeitet seit Kurzem mit. Jetzt geht das leichter. Ich muss mir erlauben, ein schlechter Chef zu sein. Dazu kommt, dass ich massiv weniger Konzerte spiele als früher, nur noch ungefähr 30 bis 40 im Jahr. Davon können wir leben.

Haben Sie das Gefühl, Sie konnten über die Jahre Ihr technisches Niveau halten?
Ich glaube, ich bin besser geworden. Ich versuche zumindest, immer noch besser zu werden. Die Geige ist eine grosse Leidenschaft von mir. Es tut mir aber auch gut, daneben noch andere emotionale Standbeine zu haben. Muskulär merke ich, dass ich weniger beweglich bin als früher. Dafür bin ich intelligenter.

Der Geiger und Musikmanager Daniel Hope, der ebenfalls zweigleisig fährt, ernte-

te für seine Solokonzerte zuletzt auch viel Kritik.
Ja, das habe ich gelesen. Über diese Doppelrolle mache ich mir viele Gedanken: Ich bemühe mich, diese Funktionen nicht zu verwechseln. Ich kann nicht nur meine besten Freunde einladen, sondern muss auch über den eigenen Geschmack hinausdenken.

Hope stand bei dem von ihm geleiteten Menuhin-Festival neun Mal selbst auf der Bühne ...
Ich versuche, diese Rollen zu entflechten. Dieses Jahr spiele ich zwei Werke in Brugg, 2027 vielleicht eins oder gar keins mehr. Diese Personalunionen kommen mir ein wenig vor wie eine Trumpisierung der Kultur. Gut schweizerisch wäre es, gewisse Distanz zu wahren.

Im Programm des Brugg-Festivals fällt besonders ein Name auf: Das letzte Konzert leitet die Dirigier-

koryphäe Christoph Eschenbach. Wie haben Sie denn das geschafft?
Mit Vitamin B. Über Daniel Hope habe ich Eschenbach vor zwei Jahren kennengelernt, ihm vorgespielt und ihn direkt für Brugg angefragt. Das ist wirklich ein sehr grosses Geschenk. Er verleiht unserem Festival auch viel Glaubwürdigkeit.

Eschenbach sagte in der Vergangenheit immer wieder Konzerte ab, zuletzt in Luzern beim «Le Piano Symphonique». Warum nehmen Sie das Risiko auf sich?
Wir haben gerade gestern telefoniert und es sieht gut aus. Er fühlt sich fit, trat kürzlich noch gemeinsam mit dem Cellisten Kian Soltani beim Schleswig-Holstein Festival auf.

Wie können Sie sich den Dirigenten leisten?
Er macht das unter günstigeren Konditionen als üblicherweise. Wir bezahlen um die 10'000 Franken, keine 30'000. Ich bin sehr gespannt, wie sehr er noch Einfluss auf das Orchester nimmt. Oder ob man ihn einfach spürt.

Finanziell aufwendig dürfte auch das Vermittlungsprojekt «Echo» sein. Warum kooperieren Sie dafür nicht mit dem kantonalen Angebot «Kultur macht Schule»?
Wir erfüllen ihr Reglement nicht. Uns war ein Anliegen, dass das Angebot kostenlos ist. Bei «Kultur macht Schule» ist festgelegt, dass die Schule einen Beitrag leisten muss, wenn der Kanton mitzahlt. Wir haben befürchtet, dass in diesem Fall die Schulen abspringen. Dafür übernimmt die Julius Stäbli'sche Stiftung die Konzerteintritte für Kinder und Jugendliche, das ist eine grosse Hilfe. Wir hatten mit dem Vermittlungsprojekt bislang jährlich einen Zuwachs von 100 Prozent.

Ist es die Aufgabe eines Festivals, Musikvermittlung zu betreiben?
Aus meiner Sicht ja. Musikschaffende müssen Initiativen zeigen und Vorbildfunktionen einnehmen. Ich bin mit dem Fussballspieler Ivan Rakitić aufgewachsen. Jedes Mal, wenn sein Name fiel, hiess es «Wow!». Das muss die Klassik auch schaffen. Das Ziel ist vorerst, das Projekt in den gesamten Kanton Aargau zu tragen. Danach in die Schweiz.

Sehen Sie hier nicht auch die Regelschule in der Pflicht?
Meine Grundanalyse ist: Der Lehrerberuf wird immer fordernder. Es liegt Integrationsarbeit an, die Bürokratie nimmt zu, die Klassen sind grösser. Ich wünsche mir, dass Kinder und Jugendliche klassische Musik erleben können. Wir brauchen sie: Das Publikum ist unsere harte Währung. Ich habe da wirklich missionarischen Eifer. Wenn im Publikum eine 80-Jährige neben einer 7-Jährigen sitzt, dann ist das gesellschaftlich der Hammer.

Brugg-Festival
6. bis 12. September, reformierte Stadtkirche, Salzhaus und Cinema Odeon, bruggfestival.ch.